

Peter
Bichsel
Heute
kommt
Johnson
nicht

Kolumnen 2005-2008

Suhrkamp

SV

Vom Warten ist in Peter Bichsels Kolumnen immer mal wieder die Rede. Es gibt mancherlei Arten und viele Geschichten dazu, Minutennovellen, Fabeln, Anekdoten. Heute ist es Johnson, der nicht kommt, dessen Platz in der Kneipe, eher zufällig, frei bleibt und an ihn erinnert. Dabei wartet der Erzähler nicht eigentlich auf ihn, Johnson, eher ist es ein Warten an sich – das ihn an einen anderen erinnert, Rolf, auf den er schon lange wartet, ein Gestorbener, der ihm einmal einen wartenden Spatz auf dem Dachfirst gegenüber zeigte und später eine Fabel fast wie von La Fontaine dazu erzählte, die der Schreibende erst nachträglich begreift. »Ob Vögel das Warten kennen? Ob Menschen das Warten können? Johnson kommt heute wohl nicht. Es ist Mittwoch, am Mittwoch kommt er selten. Aber auf Rolf warte ich oft, auch wenn ich weiß, daß er nicht mehr kommt.«

Erneut läßt sich verfolgen, wie erfindungsreich und überraschend der Erzähler jedesmal neu zu einer Kolumne ansetzt, wie er, nicht selten antäuschend und hakenschlagend, zum um so größeren Vergnügen des Lesers ein Ende, Ende auch diesmal, ansteuert und erreicht.

Peter Bichsel
Heute kommt
Johnson nicht

Kolumnen
2005–2008

Suhrkamp

Erste Auflage 2017

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-24057-1

Kolumnen 2005–2008

Ich will nicht, daß sie sterben

Brigitte habe ich nie mehr gesehen, das letzte Mal wohl vor fünfundfünfzig Jahren, wir waren fünfzehn und gingen ins gleiche Schulhaus zur Schule. Gesprochen haben wir wohl nie miteinander, aber Briefe geschrieben, nur etwa zwei oder drei, und dann hat sie wohl einen mutigeren Liebhaber gefunden.

Ob sie noch lebt? Und warum möchte ich, daß sie noch lebt? Ich werde sie wohl auch dann nicht treffen, wenn sie noch leben sollte. Es besteht auch kein Anlaß, sie zu treffen. Ich hätte ihr auch nichts zu erzählen. Wir haben uns nicht verloren, nicht mal aus den Augen verloren. Und nur einmal, für einen kurzen Augenblick, haben sich unsere Wege fast gekreuzt, nur fast.

Und weshalb fällt sie mir jetzt plötzlich im Zusammenhang mit dem Seebeben in Ostasien wieder ein. Und nicht nur sie, sondern auch Doris und Hans und Albert, Bernd, Josef, Sabine, Gretel, und die Liste könnte fast unendlich fortgesetzt werden – Leute, mit denen ich mal lachte, mit denen ich mich ärgerte, mit denen ich weinte oder auch nur einen halben Roten trank, Leute auch, deren Namen ich längst vergessen habe, und noch

mehr Leute, deren Namen ich nie wußte. Wie viele sind es, denen ich in meinem Leben begegnete? Und bei wie vielen Begegnungen lag, meist unausgesprochen und uneingelöst, ein kleines Körnchen oder Korn von Liebe drin.

Ist es das, was mich jetzt plötzlich so heftig an sie alle erinnert, das kleine Körnchen Liebe? Der französische Philosoph Gabriel Marcel hat es einmal so formuliert: »Liebe ist: Ich will nicht, daß du stirbst.«

Ist es diese heftige Demonstration des Todes, die mich an all jene erinnert, die kleine und größere Spuren von Liebe hinterlassen haben?

Nein, von jenen, die ich noch nicht aus den Augen verloren habe, ist niemand umgekommen bei diesem Seebeben. Aber wie viele waren dabei, denen ich irgendwo begegnete und die ich irgendwie mochte und die – würde ich sie sehen – mich an etwas erinnern würden – Menschen, die mir mal für ein paar Sekunden, für ein paar Minuten das Leben lebenswert machten.

Jener Student zum Beispiel, den ich im Zug auf dem Weg nach Berlin lesend antraf, Jean Paul lesend. Ich weiß seinen Namen nicht, ich weiß auch nicht mehr, wie er aussah. Ich könnte ihn nicht beschreiben. Jetzt fällt er mir ein. Ich möchte, daß er noch lebt – dabei gibt es keinen Anlaß, daran zu zweifeln, daß er noch lebt. Erfahren werde ich

es nie. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß ich ihn je wieder treffen werde.

Rösli habe ich auch nie mehr gesehen und Doris und , und , und ... und ich werde sie alle wohl nie mehr sehen, trotzdem, ich möchte, daß es sie gibt. Ich will nicht, daß sie sterben. Sie gehören zu meinem Leben, sie sind zum mindesten ein ganz kleiner Teil, vielleicht nur eine Sekunde, meines Lebens. Wenn sie sterben, stirbt ein ganz kleiner Teil von mir ein ganz kleines bißchen mit.

Und nun höre ich, daß auf der Welt täglich über 150000 Menschen verhungern, also etwa so viel, wie bei dieser Flut umgekommen sind.

Warum fällt mir das, was mir hier recht hilflos eingefallen ist, denn nicht täglich ein?

Weil ich glaube, damit nichts zu tun zu haben? Weil ich mir diese Verhungerten als schwarz oder gelb oder was auch immer vorstelle? Weil ich glaube, ihnen nicht begegnet zu sein?

Warum bin ich da so sicher?

Waren nicht einige Hunderte in unserem Land, die wir glaubten zurückschicken zu müssen in den Hunger, denn wer »nur« Hunger hat, der ist »nur« ein Wirtschaftsflüchtling.

Habe ich nun mit dem Verhungerten zu tun oder nicht?

Im Zusammenhang mit der Flut in Ostasien wurde auch immer wieder von der Globalisierung ge-

sprochen, und man meinte damit das globale Zusammenstehen der Helfer. Ich zweifle daran, daß diese »Globalisierung« etwas Nachhaltiges haben wird – was derart aktuell ist, wird auch schnell vergessen.

Ich finde Tourismus schrecklich, wenn ich auch den einen gönne, daß sie daran verdienen, und den anderen, daß sie zu billigen Ferien kommen. Aber der Massentourismus hat zur Völkerverständigung nichts, gar nichts beigetragen – oft im Gegenteil.

Diese eine Mal aber hat uns genau dieser Tourismus auf etwas aufmerksam gemacht, nämlich, daß die Katastrophen dieser Welt nicht einfach die Katastrophen der Schwarzen, der Armen, der Untereentwickelten, sondern daß es unsere gemeinsamen Katastrophen sind. Diesmal zwar ohne Schuldige, aber sonst doch immer wieder mit unserer Mitschuld.

Oder sollte es so sein, daß uns allen das Spenden als Unschuldige leichter fällt? Denn wären wir mitschuldig, könnte ja unsere Spende als Eingeständnis verstanden werden. Wir sind nämlich nicht nur gemeinsam unschuldig – gemeinsam schuldig sind wir wohl weit öfter. Und in den wenigen Tagen seit der großen Flut ist die Zahl der Verhungrten nun wohl gewaltig gestiegen – täglich um über 150000.

Warten auf das WARTEN

Auf einem Feld, auf einer eingezäunten Weide, stehen Kühe und grasen. Die Weide ist abgegrast. Links davon steht das Gras noch hoch. Nun kommt der Bauer und beginnt fünfzig Meter links vom Zaun Pflöcke einzuschlagen. Es dauert einige Zeit, bis ich erkenne, was der Bauer will. Und bereits rennen alle Kühe in die untere Ecke der Umzäunung. Dort wird nach einer längeren Zeit der Bauer anfangen, den alten Hag abzubrechen und den Weg freizugeben in die erweiterte Weide mit hohem Gras.

Die Kühe warten, und sie warten und warten. Dazu besteht vernünftig kein Grund. Es sind wenige Kühe, und die neue Weide hat viel Gras. Die Kühe drängeln nicht. Sie sind zwar wild in die untere Ecke gerannt, aber jetzt warten sie nur noch gelangweilt.

Woher wissen sie, daß es weitergeht, wenn der Bauer Pflöcke einschlägt, schon wenn er den ersten einschlägt? Und warum warten sie ohne Grund?

Im Zug die Durchsage: »In wenigen Minuten erreichen wir Frankfurt«, und die Leute stehen auf, ziehen ihre Jacken an, reißen die Koffer von der Ablage und reihen sich auf im Gang. Die wenigen

Minuten sind dann doch zwölf Minuten, zwölf Minuten warten. Ist es vielleicht das, daß man Frankfurt erwarten möchte, nicht nur im Zug erfahren, sondern wirklich erwarten?

Und wer wartet schon gern? Und warum warten wir so leidenschaftlich, wenn auch ungern?

Wohl weil wir es gelernt haben, das Warten – das Warten auf den Geburtstag, nur noch 21mal schlafen, das Warten auf Weihnachten, und dann am 24. Dezember das lange Warten, bis es endlich so weit ist. Das Warten darauf, daß man endlich in den Kindergarten darf, das Warten auf die erste Klasse, das Warten darauf, daß man endlich mit Tinte schreiben darf, das Warten darauf, daß man endlich zwölfjährig ist, daß man endlich 16, 18, 20 ist – und dann einmal das lange Warten darauf, daß man endlich 95 ist.

Ein Herr aus einer sehr besseren Familie erzählt, daß seine Großmutter nächstens 97 werde. Sozusagen im Chor sagen nun drei Zuhörer, daß sie also dann am Radio komme. Der Herr sagt entsetzt und mit einem schönen französischen »R« in der Kehle: »Nein, unsere (und das »unsere« sehr betont), unsere Großmutter kommt nicht am Radio.« Und das ist nun die Stunde von Roland, der, weil er so dumm ist, immer alles weiß – und er erklärt dem Herrn, daß er da nur auf die Einwohnerkontrolle müsse und sich dort bestätigen las-

sen müsse, daß die Großmutter 97 werde, und dann komme sie am Radio in den Gratulationen. »Nein, unsere Großmutter kommt nicht am Radio«, erwidert der immerhin freundliche Herr aus guter Familie in apodiktischem Tonfall. Also erklärt es Rolf noch mal und erwähnt dabei, daß sie ja schon zweimal hätte am Radio kommen können, daß das aber nun verpaßt sei und daß man nun halt auf die Einwohnerkontrolle usw. usw. Und der Herr sagt: »Unsere Großmutter nicht.« Es wird ein nicht enden wollendes Hinundher, und hätte der Herr nicht bezahlt und das Lokal freundlich grüßend verlassen, das Hinundher hätte ewig gedauert.

Roland erklärt es nun noch einmal der Runde, und jeder der Runde erklärt es zur Sicherheit auch noch mal.

Aber Roland läßt nicht ab vom Thema. Roland ist 28. Könnte es sein, daß er ein Leben lang darauf wartet, am Radio zu kommen – daß es also nur noch 77 Jahre dauern wird, bis es soweit ist?

Roland hat nicht viel erreicht im Leben. Und viel wird auch nicht mehr dazukommen. Gewartet hat er eigentlich nur darauf, daß er den Führerschein machen konnte, daß er in der Armee Wachtmeister wurde, daß er endlich als Briefträger ein anderes Revier bekam. Jetzt wartet er nur noch darauf, am Radio zu kommen – ein verdammt langes Leben.

»Muß ich ihnen gegenüber zur traurigen Waffe der Resignation greifen«, schrieb Robert Walser seinem Verleger, als sich das Erscheinen seines Buches um ein paar Tage verzögerte. Das lange Warten, das Warten an und für sich.

Ist es letztlich nicht einfach das Warten auf das endliche Ereignis – »die traurige Waffe der Resignation«.

Der Dorftrottel und Schnapsler vor vielen Jahren in einem kleinen Dorf sagte, wenn man ihn fragte, was er mache: »Ich warte.« Und wenn man ihn fragte, auf was er denn warte, ging sein Blick ins Unendliche, und er sagte: »Auf nichts.« Er hätte auch sagen können: »Auf das Nichts.«

Warten wir nun eigentlich letztlich darauf – nämlich auf das Nichts – oder nur darauf, daß wir in 77 Jahren am Radio kommen?

Warum warten wir? Warum stehen wir, lange bevor der Zug ankommt, im Gang und warten? Wohl eben, weil wir nichts anderes so schmerzlich gelernt haben wie das Warten, das Warten auf den Kindergarten, auf die Schule, auf das Ende der Schule, auf die Pensionierung, oder gar das Warten auf das Warten. Das Aufundabgehen vor der Praxis des Arztes, weil man noch etwas zu früh ist, im Wissen, daß man, wenn dieses Warten ein Ende haben wird, wieder warten wird im Wartezimmer – das Warten auf das Warten auf das Warten.

Heute ist Sonntag

Also: Kalbsragout, Kartoffelstock, Gemüse, Salat. Das Kalbsragout weiß, am Tag zuvor Knochen angebraten mit Wasser aufgesetzt, stundenlang auf kleinem Feuer gekocht, gewürzt, gepflegt, probiert – Pfefferkörner, Zwiebel, Knoblauch, Karotten, Sellerie, ein wenig Lauch; den Kartoffelstock selbst gemacht – sehr aufwendig gekocht, als ginge es um ein Bankett.

Dabei bin ich allein, ich koche nur für mich selbst. Aber es ist Sonntag, und am Sonntag gibt es ein Sonntagsessen, den Teller schön angerichtet, den Tisch gedeckt – Sonntag.

Ich setze mich an den Tisch und habe plötzlich Lust auf eine ganz gewöhnliche Bratwurst mit Zwiebel-schweize und gewöhnlichen weißen Spaghetti.

Aber es ist Sonntag, und am Sonntag gibt es ein Sonntagsessen – ob mir das paßt oder nicht. Es will mir nicht so recht schmecken – ich habe den Geschmack der Bratwurst im Kopf.

Mein Vater erzählte, daß es dort in der Nähe, wo er als Kind war, einen Papagei gab, der immer am Sonntagmorgen früh – und nur an einem richtigen Sonntag – das Lied »Sonntag ist's heut« krächzte.

Auch das fällt mir ein an einem Sonntag – über-

haupt mein Vater, am Sonntag trug er sein Sonntagskleid: Hemd, Krawatte, hellgrauer Anzug, und nachmittags ging es auf den Sonntagsspaziergang, auf den verhassten Sonntagsspaziergang, der Vater im hohlen Kreuz mit seinem Filzhut, mit seinem Stockschild – ein Schild, über den man ein hölzernes Rohr ziehen konnte – mit großen Schritten voraus, die Mutter und ich und später auch die Schwester etwas unwillig folgend. Das mußte so sein: Sonntag und Sonntagsspaziergang – anständige Familien gingen am Sonntag spazieren: Sonntagskleider, Sonntagsschule, Sonntagsbraten und Sonntagsspaziergang.

Wenn es mal neue Sonntagskleider gab, dann wurden die alten zu Werktagskleidern. Mein Vater – Handwerker, Maler – fuhr auch in Anzug und Krawatte zur Arbeit, auf dem Fahrrad. Er war so gekleidet wie die anderen am Sonntag – aber die Kleidung war der Werktagsanzug und ohne Hut – Hut und Schild, das war Sonntag.

Dabei war mein Vater auch ein leidenschaftlicher Bergsteiger, und als Bergsteiger war er so gekleidet wie die Bergsteiger. Das konnte auch sonntags sein, dann entfiel der Spaziergang.

Nun sitze ich also an meinem Ragout. Der einzige schätzbare Rest eines ehemaligen Sonntagsrituals. Ich habe einen Beruf ohne feste Arbeitszeiten. Ein Montag ist für mich kein besonderer Tag und ein

Freitag auch nicht. Meine Woche kennt keine Einteilung, trotzdem bleibt es mir wichtig: Heute ist Montag, heute ist Dienstag, Mittwoch – und dann eben: Heute ist Sonntag.

Ab und zu beneide ich jene, die mittags aus dem Fabriktor kommen und sich gegenseitig wünschen, gut zu speisen: »E Guete!« Und ich erschrecke, wenn mir jemand ein schönes Wochenende wünscht. Wer ein Wochenende hat, der hatte auch eine Woche – irgendwie hatte ich keine, wenn ich sie auch durchaus verbracht habe. Ich war zwar mal Lehrer mit einem wöchentlichen Stundenplan, aber wir kamen nicht gemeinsam aus dem Schulhaus und wünschten uns einen schönen Abend.

So bleibt mir nur der Sonntag als spezieller Tag – aber er gelingt mir nicht. Das Ritual des Sonntagsspaziergangs, der Sonntagskleider, zu denen man Sorge zu tragen hatte, war mir als Kind zwar ein Greuel – aber ein Sonntag ohne Ritual ist halt dann kein Sonntag mehr.

Ich glaube, nicht nur mir, sondern uns allen sind die Rituale mehr und mehr abhanden gekommen. Die Kirchen sind nicht einfach nur leer aus Desinteresse, sondern sie sind es vor allem auch, weil wir entritualisiert leben. Die Kneipen sind nicht etwa leer, weil die Männer nicht mehr trinken, sondern weil das Trinken entritualisiert wurde.

Das Feierabendbier zwischen fünf und sechs – und etwas mehr – hatte zwar auch nur mit Alkohol zu tun, aber es war eingebettet in ein Ritual. Die privatisierte Partygesellschaft braucht keine Rituale mehr: Bier ist Bier und zu Hause billiger.

Nur die Gemeinschaft braucht Rituale – aber die Gemeinschaften haben sich privatisiert. Wir leben alle mehr und mehr in Gettos, in luxuriösen mitunter, aber in entritualisierten Gettos.

Ja, der Sonntagsspaziergang. Ich hatte die Eltern immer wieder im Verdacht, daß sie ihn eigentlich nicht für sich, sondern für die Nachbarn machten – eine anständige Familie geht spazieren. Allein, und nur für sich allein, kann man das nicht.

Nein, ich werde nicht spazierengehen. Ich werde mir keinen Sonntagsanzug kaufen, und ich werde den alten Anzug nicht am Werktag austragen.

Zu sehr habe ich mitunter gelitten unter solchen Ritualen. Daß ich sie hinter mir hatte, erschien mir als Freiheit. Jetzt sitze ich in meiner Freiheit, und der Sonntag ist keiner mehr.

Trotzdem weiß ich, daß Sonntag ist. Irgendwie erwarte ich ihn auch eine Woche lang, gehe freitags oder samstags einkaufen in Erwartung des Sonntags.

Und dann sitze ich an meinem Ragout und sehne mich nach werktäglichen Bratwürsten und bilde mir ein, daß Bratwürste weniger einsam machen.

Vom Unausgesprochenen

Er sagt: »In Österreich gibt es Überschwemmungen«, und ich weiß, er wird es nun immer wieder sagen. Ich werde es nicht verhindern können, auch wenn ich es immer wieder bestätige: »Ja, ich weiß.« Er wiederholt: »In Österreich gibt es Überschwemmungen.« »Ja, wahnsinnig«, sage ich, »ich habe darüber gelesen, ich habe es am Fernsehen gesehen«, und er sagt: »Hast du das gesehen, diese Überschwemmungen in Österreich?«

Nein, es geht weder um Österreich noch um Überschwemmungen, der Satz könnte auch heißen, »Hugo Koblet, das war ein Schweizer, hat einmal die Tour de France gewonnen«, und ich würde sagen. »Ja, ich weiß, das war 1951«, und er würde sagen. »Weißt du überhaupt, daß der Koblet die Tour de France gewonnen hat?« Ich sage: »Ja 1951, ein Jahr nach Ferdinand Kübler.« »Nein, nicht Kübler«, sagt er, »sondern Koblet«, usw. usw. Es ist hoffnungslos, weil es nicht um die Sache geht, sondern nur um das Reden.

»Der hat es ihnen gesagt«, sagt er von einem SVP-Politiker, und wie ich nachfrage, was er »ihnen« denn gesagt habe, sagt er, er habe es ihnen eben gesagt – eine Politik der Gesten – »wenn ihr's nicht